Beschäftigung	1851	Proz.	1861	Proz.	1871	Proz.	1881	Proz.
Landwirtschaft	1 460 000	48,4	1 173 000	42,9	1 046 000	40,7	986 000	41,1
Fischerei	11 000	0,4	8 000	0,3	10 000	0,4	11 000	0,5
Bergbau	12 000	0,4	10 000	0,4	9 000	0,3	8 000	0,4
Bauwesen	58 000	2,0	66 000	2,4	57 000	2,2	56 000	2,4
Industrie	687 000	22,8	566 000	20,7	500 000	19,5	379 000	16,0
Transport	43 000	1,4	49 000	1,8	54 000	2,1	49 000	2,2
Zwischenhandel	109 000	3,6	114 000	4,1	117 000	4,6	111 000	4,8
Großhandel zc.	12 000	0,4	14 000	0,5	15 000	0,6	16 000	0,7
Proletarier ohne be- stimmten Erwerb	59 000	1,9	190 000	7,0	178 000	6,9	144 000	6,0
Dienstleistende	565 000	18,7	544 000	19,9	582 000	22,7	615 000	25,9

Trotz des allgemeinen Niederganges haben wir also Handel und persönliche Dienste, die 1855 nur 23,7 Prozent der Beschäftigten umfaßten, 1885 bereits 30,4 Prozent „Brot“ gegeben.

Die Trostgründe des Herrn Giffen sind mithin sehr fauler Natur; soweit sie berechtigt sind, sagen sie nichts Neues und sind alles Andere, nur nicht tröstlich, wenigstens nicht für den Verehrer der modernen Produktionsweise. Sowie sie neu und tröstlich klingen, stehen sie auf so schwachen Füßen, daß sie zusammenfallen, sobald man nur Miene macht, sie anzusehen.

Von der ganzen neuesten Bestung des professionellen statistischen Schönfärbers

bleibt also nur eines bestehen: die Tatsache, die er hinweg zu eskamotieren sucht, daß die modernen Produktivkräfte in Widerspruch gerathen sind zu den modernen Produktionsformen, daß sie an diesen eine Fessel finden, die sie zu sprengen suchen müssen. In welcher Weise diese Fesseln beseitigt werden dürften, können wir hier nicht untersuchen: genug, ehe sie nicht beseitigt sind, muß unser ökonomisches Leben immer mehr versumpfen, muß die ökonomische Situation für immer weitere Schichten der Bevölkerung unerträglich werden, am unerträglichsten freilich stets für deren unterste Schichte, das Proletariat. Alle Schönfärbereien und Beschwichigungsversuche können daran nichts ändern.

D u n s t.

Zur Charakteristik unserer modernen deutschen Romanliteratur.

Die Berklüftung unserer modernen Gesellschaft tritt auch in der Literatur zu Tage, namentlich in derjenigen, die dem täglichen Unterhaltungsbedürfnis genügen soll. Die Masse, thöricht genug, läßt sich immer noch und in immer größeren Massen jene grobe und schlechte Kost aufdrängen, welche aus dem Kolportage-Roman und den illustrierten Unterhaltungsblättern niederen Grades besteht. Das Bedürfnis, zu lehren und zu lernen, scheint dieser Art von Literatur gänzlich

unbekannt zu sein. Sie trägt, soweit die Strafgeseke es gestatten, dem Sinnenfidel Rechnung und ist bestrebt, in Form von Romanen und Novellen möglichst „spannend“ zu sein. Sie fördert die Denksaulheit und verdrängt die Phantastie. In den Massenquartieren und Wohnkassernen der großen Städte bringt sie bei dem Publiker im Keller ebenso leicht ein, wie bei der Näherin, die im fünften Stockwerk ihr ärmliches Nämmerlein hat. Der Masse glaubt man Alles aufzafsen

zu können und wunderfekten erhebt sich die ihr gebotene Unterhaltungsliteratur über das geschilderte Niveau. Die Masse hat eben keine Zeit, sorgfältig zu prüfen; dazu erheben sich verhältnismäßig nur Wenige, die ihre ganze Kraft ihrem karglichen Lohnerwerb widmen müssen. Und billig ist die Schundliteratur ja auch, für Viele ein entscheidendes Moment. Es geht dem Volke mit seinen geistigen wie mit seinen leiblichen Nahrungsmitteln; es ist noch ein Glück, daß es mit „Billig und schlecht!“ traktiert wird und nicht mit „Theuer und schlecht!“

Wie sieht es aber mit der Unterhaltungsliteratur bei jenen Klassen aus, die sich mit Vorliebe als die gebildeten bezeichnen?

Nun, wenn die Aerzte mit ihrer Behauptung, die Nervosität sei die große Krankheit unserer Zeit, Recht haben, so muß dies auch auf die Lesewelt zutreffen. Und in der That, man findet Spuren genug davon. Wer etwa befürchten sollte, auf einen verfeinerten oder gar überfeinerten Geschmack zu stoßen, der irt sich. Die in der Mode befindlichen Autoren fühlen auch hier sich verpflichtet, die Nerven ihres Publikums zu reizen, wenn auch auf andere Art, als die Verfasser der Kolportage-Romane. Die einfache und zarte Schönheit eines künstlerisch gearbeiteten Romans übt natürlich schon lange keinen Reiz mehr aus. Woher das wohl kommen mag? Es liegt in der Zeit, in unseren sozialen Zuständen. Fast überall ermangelt man der Beschaulichkeit, die erforderlich ist, sich in eine wahrhaft künstlerische Schöpfung zu versenken und sie mit Würdigung aller ihrer Schönheiten zu genießen. Die Jagd nach Gewinn und Genuß, der Kampf um's Dasein, die Unsicherheit der Existenz und der ganzen Situation lassen ein hingebendes Versenken und liebevolles Studium guter Werke nur noch bei Wenigen zu; man verlangt Lektüre mit starken Reizmitteln, welche die Gedanken ganz gefangen nehmen und über die schwankende Situation hinwegtäuschen. Um diesem Bedürfnis zu genügen, haben viele Autoren sehr sonderbare Mittel angewendet.

Man denke nur an die phantastischen Romane von Jules Verne, welche die Naturwissenschaften und was damit zusammenhängt völlig auf den Kopf stellen und sich wie verzerrte Märchen ausnehmen. Aber sie nehmen die Phantasie des Lesers gefangen und haben in Folge dessen auch Erfolg gehabt. Der Stoff ist gleichgültig, wenn das Ganze nur pikant ist. Die sogenannten gebildeten Klassen bekommen von ihren Autoren auch insofern geschmeichelt, als die Helden ihrer Romane immer an der Spitze unserer halb bürgerlichen, halb feudalen Gesellschaft marschieren müssen; den weiter unten stehenden Erscheinungen erkennt man die Rolle eines Romanhelden nicht zu. Ein Graf, ein Baron, ein Offizier, ein Regierungspräsident, ein Bankdirektor oder mindestens ein Geheimrath sind die Helden der in der Mode befindlichen Romane, so will es der „Geschmack“; ein reicher Kaufmann wird schon weniger gerne zugelassen. Einzelne Schriftsteller, die den sogenannten Salonroman kultiviren, lassen nur ganz fashionable Gesellschaft zu und die Ereignisse müssen sich alle bei Jagden, Rennen und Bällen abspielen. Gregor Samarow hat einmal den Gedanken gehabt, das studentische Korpsleben zum Gegenstand eines Romans zu machen, und so albern der Versuch auch ausfiel, da er mit einer geradezu lächerlichen Uebertreibung das Korpsleben verherrlichte, so fanden sich doch gleich Nachahmer. Wo man nicht im Stande ist, den Roman oder die Novelle selbst pikant zu machen, sucht man der Persönlichkeit des Verfassers oder der Verfasserin einen pikanten Nimbus zu geben. So findet man in den belletristischen Blättern eine Reihe von Novellistinnen aus aristokratischen Kreisen, theils Wittinnen von Grundbesitzern oder Offizieren, theils zarte Jungfrauen. Ihre Novellen sind von erschreckender Dede und Flachheit. Ihnen aber wird das — gewöhnlich sehr schmeichelhafte — Bildniß der Verfasserin beigegeben und das Publikum muß sich wohl oder übel für die schöne Autorin interessieren. Auch nicht übel.

Den Salons, den Boudoirs, den

Atmungs, den Wäbern, der Jagd, den Nennen, den Spieltischen lassen sich viele Romanstoffe abgewinnen, aber auch dabei gähnt häufig das „gebildete“ Publikum. Es will zerstreut sein und wenn Gregor Samarow, Paul Lindau oder Wilhelm Jensen zu langweilig werden, dann nimmt man Zola! Ja Zola! Der kennt die Nerven seines Zeitalters und weiß darauf zu wirken. Wer mag entscheiden, zu welchem Zweck er seine sozialen, resp. naturalistischen Romane geschrieben hat? Um das Elend in den Tiefen und die Korruption auf den Höhen der Gesellschaft anschaulich zu machen oder nur um auf die Nerven zu wirken? Vielleicht wollte er Beides.

Zuweilen darf ein Autor der vor Langweile gähnenden „guten Gesellschaft“ auch die Arbeiterbewegung vorführen. Nicht als ob die Autoren es thäten, um die Arbeiterbewegung als einen mächtigen Faktor in dem sozialen Getriebe anzuerkennen. Gott bewahre! Der Stoff ist neu und wirkt auf die Nerven. Und dann hört und liest man so viel von dieser Arbeiterbewegung, von dieser Sozialdemokratie. Da lassen sich neue Figuren finden, die man in einem Roman recht pikant verwerten kann. Namentlich in Berlin, wo neben der großen Arbeiterbewegung noch eine auf weite Kreise sich erstreckende Frauenbewegung einhergeht.

Da läßt sich was machen und der Autor zieht aus, um neue „Gestalten“ einzufangen, mit denen er sein unersättliches Publikum füttern kann. Diese Arbeiterinnenbewegung — sie muß viel pikantes enthalten, aus dem sich ein Roman zusammenschneiden läßt, der dem verwöhnten Gannem des „guten Publikums“ paßt. Im Salonroman zeigt man diesem „guten Publikum“ die Welt in einem Hohlspiegel, der sie so erscheinen läßt, als sei außer Grafen, Baronen, Geheimräthen, Offizieren und Bankiers gar Niemand auf dieser Welt vorhanden; man verfehlt die „gute Gesellschaft“ in die Welt ihres Geschmacks. Zuweilen läßt man sie auch weiter blicken; man gestattet ihnen in die Tiefen der Gesellschaft zu schauen. Was sie da schauen, ist meist nicht angenehm;

aber wenn sie sich erschreckt zurückwenden, hat man als Meckelkäsechen gleich wieder die bürgerliche oder auch spießbürgerliche Moral für sie parat. Darin liegt ja auch etwas Pikantes. Ein solcher Roman dient gleichsam als Tugendspiegel für die herrschenden Klassen. Sie erblicken sich darin tugendhafter, als sie sich selbst glauben, und das ist anziehend. Wer sieht sich nicht gern in einem Spiegel, aus dem ihm sein Bild verschönert und verjüngt entgegenblickt? Aber solch ein Spiegel ist ein verlogenes Instrument und kann viel Unheil anrichten.

Diese Art von Romanen nennt man gewöhnlich auch noch soziale Romane. Mit wie wenig Recht, haben wir früher schon einmal in diesen Blättern ausgeführt. Zu einem sozialen Roman genügt nicht, einen Arbeiter oder auch mehrere darin auftreten lassen. Ein Kunstwerk, das den Anspruch macht, sozialer Roman genannt zu werden, muß das ganze moderne Gesellschaftsgebäude mit seinem Gefüge und Getriebe vor uns aufsteigen lassen.

Unter den Autoren, die sich in der Arbeiterbewegung nach neuen Figuren umsehen, um dem „gebildeten“ Publikum einen neuen pikanten Lesestoff zu liefern, fanden wir auch Herrn Karl Frenzel. Der bekannte Feuilletonist der „National-Zeitung“ hat in seinem, wenn wir recht wissen, neuesten Roman*) ein Bild der Berliner Arbeiterbewegung zu geben versucht.

Herr Frenzel geniest als Novellist und Romanschreiber im Allgemeinen eines guten Rufes, der allerdings durch ein allzu hoch gesteigertes Künstlerbewußtsein etwas beeinträchtigt wird. Dies Künstlerbewußtsein — wir gebrauchen absichtlich diesen höflichen Ausdruck — erreichte bei Gelegenheit des Prozesses Graf darin seinen Gipfelpunkt, daß Herr Frenzel bei Besprechung dieses Prozesses sagte, Künstler seiner Art seien, wenn sie voll süßen Betnes, nur begeistert, „gewöhnliche“ Menschen aber seien dann betrunken.

*) D u n s t. Roman von Karl Frenzel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887.

Diese Selbstüberhebung hat denn auch Herrn Frenzel nicht verlassen, als er die etwas abseits gelegenen Bahnen betrat, auf denen sich die Arbeiterbewegung abspielt. Man sieht, der Mann hält es für eine Art weltstiftorischen Ereignisses, daß er sich überhaupt herbeigelassen hat, sich mit der Arbeiterbewegung zu befassen. Selbstverständlich kann seine Auffassung nur eine verzerrte, sein Urtheil nur ein durchaus schiefes sein. Aber sein Roman ist charakteristisch genug, um einer eingehenden Kritik gewürdigt zu werden. Obgleich ist er typisch für eine Reihe von ähnlichen „Kunstwerken“, die unter dem stolzen Titel „sozialer Roman“ unseren Büchermarkt zieren. Er gestattet eine Menge Schlüsse auf die Anschauungen überhaupt, die man in der „guten Gesellschaft“ von der Arbeiterbewegung hat.

Ja, wenn diese „gute Gesellschaft“ mit der Arbeiterbewegung in der Wirklichkeit so leicht fertig werden könnte, wie Herr Frenzel in seinem Roman, dann würde sie sich nicht wenig freuen. Allein in Wirklichkeit liegt die Sache denn doch wesentlich anders und der Roman des Herrn Frenzel, der offenbar den Anspruch macht, ein Bild von der Arbeiterbewegung zu geben, ist ein Sammelsurium von Irrthümern, Täuschungen, Entstellungen und manchmal auch Geschäftigkeiten. Die Arbeiterbewegung hat für ihn kein anderes Motiv, als die Begehrlichkeit der Armen nach den Schätzen der Reichen, und die Führer der Bewegung werden von ihm als Demagogen niedrigster Art dargestellt, die handwerksmäßig eine Anzahl von auswendig gelernter Phrasen hertragen, um damit die Masse zu ködern, was ihnen — bei Herrn Frenzel natürlich — auch gelingt. Die Redner und Parlamentarier glauben mit Herrn Frenzel selbst nicht an die von ihnen vertretene Sache und denken die Bewegung nur zu durchaus egoistischen Zwecken und um sich bemerkbar zu machen. Ein gutes Souper in einem komfortabel eingerichteten Hause läßt die Führer, die Herr Frenzel einführt, schon ihre demokratischen Grundsätze vergessen; sie verwünschen die rauhe Einfachheit und die Dürftigkeit, in der sie zu

leben gewohnt und gezwungen sind, und von all ihren weitreichenden Idealen und schönen Grundsätzen bleibt nach genossenem Souper in Gesellschaft schöner und interessanter Frauen gar nichts mehr übrig. An Stelle der Ideale tritt ein wehmüthiger Neid und ein nagender Kummer, weil man nicht reich geboren ist, nicht alle Tage auf schwellenden Polstern neben schönen und eleganten Frauen sitzen und opulent souperen kann. Und somit glaubt der Autor seinem Publikum die innere Hohlheit der Arbeiterbewegung dargethan zu haben. Sein Publikum wird davon auch nicht wenig befriedigt sein.

O sancta simplicitas!

Karl Marx, der die Schwächen der bürgerlichen Gesellschaft am schärfsten geheißen hat, stellt irgendwo den Satz auf, daß die Bourgeoisie, die Alles industrialisiert, auch den Poeten in ihren bezahlten Lohnarbeiter verwandelt habe.

Wenn dieser Satz noch eines Beweises bedurft hätte, so hätte der Roman Frenzel's mit dem Titel „Dunst“ diesen Beweis völlig erbracht und zwar so exakt, daß auch nicht das Tüpfelchen auf dem i fehlt.

Man merkt ohne Mühe, wie Herr Frenzel den herrschenden Klassen zu Gefallen schreibt. Gleichviel, ob es seine Ueberzeugung ist oder nicht — er muß aus der Arbeiterklasse in seiner Darstellung jenes tolle Gaukelspiel machen, für das sie bei all den Deuten gehalten wird, die sie nicht kennen. Es schmeichelt gewissen Kreisen, die Arbeiterbewegung so dargestellt zu sehen, wie Herr Frenzel es thut, und es ist für sie eine gewisse Beruhigung. Denn allerdings, wenn die Bewegung weiter nichts wäre, als das, was für sie der Romanschreiber der herrschenden Klassen ausgiebt, was würde sie dann bedeuten?

Die Aufgabe eines solchen Schriftstellers wäre also, sein Publikum in eine angenehme Selbsttäuschung zu wiegen. Dies Publikum setzt wohl stillschweigend voraus, daß alle die Augen, die man der Masse des Volkes abspricht, bei ihm selbst in reichster Maße vorhanden sind.

Aber, muß man sagen, wie tief ist da die Literatur gesunken und was ist noch geblieben von der ursprünglichen schönen und großen Aufgabe des Schriftstellers resp. Dichters? Ist das vielleicht noch ein freies Schaffen?

Ein solcher Roman kann nur dann von dauerndem Werthe sein, wenn er zugleich ein Stück Kulturgeschichte in sich schließt und die Erscheinungen der Zeit ihrem Wesen nach darstellt und erklärt. Dem Dichter muß gestattet sein, frei die Figuren zu erfinden wie die Handlung, auf der sich das ganze Geschehen des Romans aufbaut. Aber in den Schilderungen selbst muß Wahrheit enthalten sein; die Zeit selbst muß sich darin spiegeln.

Das ist aber hier nicht der Fall.

Hier fehlt nahezu Alles, was die große Arbeiterbewegung unserer Tage charakterisiert.

Vom wissenschaftlichen Sozialismus, der die Grundlage dieser Bewegung bildet, weiß der Künstler offenbar gar nichts oder will seinen Lesern nichts erzählen. Sozialismus ist für ihn einfach die Begehrlichkeit des Besitzlosen, die von den „Agitatoren“ in einem System verführerischer oder aufreizender allgemeiner Phrasen verhüllt wird. Der Verfasser, der sich immer mit Vorliebe als „Künstler“ bezeichnet, hat offenbar nie eines der grundlegenden Werke gelesen, welche das geistige Rüstzeug der Arbeiterbewegung bilden. Er führt sich selbst in die Arbeiterversammlungen ein und erzählt seinem Publikum gerne, wie er mit einigen geistreichen Worten, die er im Gespräch hinwirft, die wogende Menge zur Ruhe gebracht, ja wie er „den Deuten“ fürchterlich imponirt hat. Das allein könnte genügen als Beweis, daß er derartiges in Wirklichkeit nie versucht hat, denn die politisch geschulten Arbeiter lassen sich nicht von dem ersten Besten imponiren und es sind sehr viele unter ihnen, die von volkswirtschaftlichen Fragen weit mehr verstehen, als ein Mann, der in seinem falschen Künstlerbewußtsein glaubt, eine Bewegung schildern zu können, ohne nur mit den Grundgedanken, auf denen sie beruht, irgendwie vertraut zu sein.

Wer von solchen Gesichtspunkten aus-

geht, der kann natürlich den großen Trübsal nach Befreiung, der die Arbeiterklasse ergriffen hat, nicht begreifen; es fehlt ihm der historische Sinn, der diese Erscheinung sich erklärt und ihre wahren Quellen aufzufinden vermag.

Herr Frenzel hat sich die Berliner Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung als Vorwurf für seinen Roman erwählt. Ob die Figuren, die er anführt, der Wirklichkeit entnommen sein sollen? Wenn ja, dann müssen wir sagen, daß Herr Frenzel es sehr schlecht versteht, der Wirklichkeit gerade das zu entnehmen, was für den Dichter brauchbar ist. Er scheint immer nur das Unbrauchbare auszusuchen.

Der Held des Frenzel'schen Romans ist ein Schloffer, welcher ein bekannter Redner und zugleich sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter ist. Zufällig ist der Autor mit dem Helden, dem er den Namen Gierig giebt, in seiner Jugend bekannt gewesen. Daß der Held gerade Gierig heißen muß, ist eine der vielen, in dem Roman sich findenden Geschmacklosigkeiten, denn es ist sonst nur in Witzblättern Mode, daß der Name des Helden auch seinem Charakter entsprechen muß. Die zweite Hauptperson des Romans ist eine reiche Witwe, Sibylle von Brand, welche sich der Arbeiterinnenbewegung angeschlossen und durch Wohlthätigkeit (!) einen gewissen Einfluß erlangt hat, denn die Rolle der klingenden Münze kann der Künstler, der sie sonst gewohnt ist, auch hier nicht missen. Die Handlung ist an und für sich nicht sonderlich interessant; Gierig und Frau von Brand lernen sich kennen und interessiren sich für einander; zugleich verlobt sich auch das Kammerkätzchen der Frau Brand in den sozialdemokratischen Redner, der nicht etwa durch seine Phrasen — denn etwas Anderes traut ihm der Autor niemals zu — beliebt sein, sondern durch sein wohlgeformtes Gesicht und durch sein wohlklingendes Organ seine Zuhörer für sich gewinnt. Eine verwickelte Familiengeschichte kommt auch noch hinzu; der Gemahl der Frau von Brand, der von ihr geschieden ist, hat einst Gierig's Schwester verführt, die aber nachher in Rußland ihr Glück ge-

macht hat, nachdem das rächende Schicksal den Sohn der Frau von Brand wegen eben dieses Mädchens in einem Duell hat fallen lassen. Das Schicksal seiner Schwester und seines Vaters, der Arbeiter bei Herr von Brand war, haben Gierig zum Sozialdemokraten gemacht.

Frau von Brand bevorzugt den sozialdemokratischen Abgeordneten Gierig bald sehr und übt einen Einfluß auf ihn aus, der seinen „Radikalismus“ merklich mäßigt, denn er darf ja bei ihr soupiren. Sie scheint sich in ihn zu verlieben. Er wird von Arbeitern, die ihn als einen Verräther wegen seines Verhaltens in einer Strikeangelegenheit betrachten, in der Nähe des Hauses der Frau von Brand neugierig überfallen und verwundet; Frau von Brand läßt ihn in ihre Wohnung bringen. Dort wird Gierig verpflegt und geheilt. Die Liebe der Kammerkaze schlägt er gering an, denn er trachtet nach einem höheren Ziel, er hofft der Gatte der Frau von Brand zu werden; einstweilen ist es ihm kein übler Zeitvertreib, mit der Kammerkaze zu schäkern. Es scheint, daß er bei Frau von Brand Entgegenkommen findet, wie er es wünscht; doch ist die Frage offen gelassen, ob diese Dame die ganze Affaire nicht als eine pikante Spielerei betrachtet.

Gierig's Verwundung hat der Polizei Veranlassung gegeben, nach den Thätern zu forschen und Frau von Brand läßt ihren Schützling insgeheim überwachen, damit ihm nicht zum zweitenmal ein ähnlicher Unfall passiert; auch fährt sie in eigener Equipage mit ihm aus und er führt in ihrem Hause eine Art Schlaraffenleben, das er nur ungern wieder aufgeben will. Er erscheint bei jeder Gelegenheit als ein eifriger, prahlhänfiger, selbstfüchtiger Mensch. Die Arbeiter, denen die Veränderung seiner Verhältnisse nicht entgeht, betrachten ihn als einen Verräther, und als er bei der Abreise einiger Ausgewiesenen auf dem Bahnhofe sprechen will, weisen sie ihn von sich.

Nun klammert er sich umso fester an Frau von Brand; er glaubt ihrer sicher zu sein und stößt das Kammerkätzchen herzlos von sich. Der tugendhafte Autor,

der selbst in der Geschichte mitspielt, verläßt niemals, dem „kalten Egoisten“ die tugendhaftesten Vorwürfe zu machen; aber Gierig sagt kurz: „Ich bin nun lange genug zu Fuß gelaufen, ich möchte nun einmal mit Bieren fahren“. Daß der Sozialdemokrat seiner Sache so sicher ist, macht den Autor, den Mitspieler in dem grotesken Stück, so ärgerlich, daß er seine Mißgunst (!) eingesteht. Man höre nur: Während Gierig mit Frau von Brand in einem eleganten geschlossenen Wagen davonfährt, grüßelt der zurückbleibende Künstler:

„Wider meinen Willen lachte ich auf: das ist der Lauf der Welt, der Tragisches und Groteskes willkürlich und sich selber unbewußt ineinander mischt; wie manche ältere Frau hatte einen jungen Mann, der ihr Sohn hätte sein können, geheiratet! Sthylle von Brand war die erste nicht; war die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie in dieser Verbindung das Glück und die Befriedigung fand, nach der ihr Herz sich sehnte? Nur meine halb mißgünstigen, halb trübseligen Betrachtungen brachten einen Schatten in dies Bild; weil ich selber nicht den rechten Muth des Zugreifens gehabt, mäkelte ich an der Mitleidslosigkeit der Anderen herum; je länger die Selbstschau dauerte, desto altmodischer und sentimentaler kam ich mir vor. — Trotz des Dampfes und Dunstes der sozialistischen Träume und Hoffnungen geht die berbe und entschlossene Zehsucht noch immer den einzigen richtigen Weg zum Hafen des Reichthums, der Beschaglichkeit und des Genußes. Wer leben will, miß die Frucht brechen, die sich ihm darbietet, und wenn er sich voll Ekel abwendet, weil sie einen Stich hat, oder zaghaft nicht die Hand zu ihr zu erheben wagt, weil sie an dem Baum seines Nachbarn hängt, der darf nicht klagen, daß er Hungers stirbt.“ ...

Netter Monolog und noch nettere „Moral“! „Wer nicht die Frucht vom Baum des Nachbarn bricht“ — — — was der Autor doch nur den „begehrlichen“ Sozialisten eigentlich vorzuwerfen hat!

Selbstverständlich läßt der tugendhafte Autor die Bäume des „kalten Egoisten“ nicht in den Himmel wachsen; wenn nicht einmal der Autor, diese „Künstlernatur“

mit Bierem fahren darf, darf es der sozialdemokratische Schlossergesell auch nicht. Zwölf Tage später findet man den Abgeordneten Gierig erschossen im Berliner Thiergarten, und zwar von eigener Hand erschossen.

Und warum?

Nun, Frau von Brand löst das Räthsel:

„In einer stürmischen Sitzung, zu der sie ihn eingeladen und die er gegen meine Warnung besuchte, wollten ihn seine Parteigenossen in dem Reichstage zur Niederlegung seines Mandates zwingen, die ärgsten Beschuldigungen wurden wider ihn erhoben, Niemand trat für ihn ein, eine öffentliche Erklärung der sozialdemokratischen Abgeordneten, ihn aus ihrer Mitte auszuschließen, war beantragt.“ . . .

Also weil der Abgeordnete Gierig mit einer reichen Frau eine Liaison hatte, weil er hoffte, diese Frau werde ihn heirathen, weil er eine Zeitlang von ihr in seiner Krankheit gut gepflegt wurde und mit ihr ausfuhr — deshalb wollte ihn die sozialdemokratische Fraktion ausschließen!

O Unsinn des Unsinn! Aber damit ist's noch nicht genug. Von dem psychologischen Bod, den der Autor schießt, wollen wir nur wenig sagen; denn der Gierig, den der Autor schildert, eine durchaus egoistische Natur, würde sich niemals aus gekränktem Ehrgefühl erschossen, sondern ruhig auf Kosten der Frau von Brand ein Schmarozkerleben geführt haben. Denn wie wir erfahren, wollte ihn Frau von Brand vorläufig nicht heirathen, sondern ihn auf ihre Kosten reisen lassen — auch keine üble Beschäftigung. Und er erschießt sich doch!

Dann wird der unglückliche Selbstmörder auch noch zum Trunkenbold gemacht, denn Frau von Brand erzählt:

„Er kam zu keinem Entschluß, er wollte seinen Feinden, der Undankbarkeit der Menge, der öffentlichen Mißgunst trotzen, im Wehn trank er sich Muth; im wildesten Kausch lehrte er aus jener letzten Versammlung mit seinen Parteigenossen in mein Haus zurück . . . Da, wo Sie stehen, hat er gestanden, nach Mitternacht, mit aufgedunsenem Gesicht, mit lallender Stimme redend und fluchend, bald sich

an der Lehne des Sessels, an dem Gesims des Kamins haltend, um nicht hinzuschlagen, bald mit einem plötzlichen Knack sich straff aufrichtend und mich mit seiner Zärtlichkeit oder Wuth bedrohend, Worte mir ins Antlitz schleudernd“ — „o!“ schrie sie mit einer fürchtbaren Geberde auf, „hätte ich seinen Revolver in der Hand gehabt, ich würde ihn niedergeschossen haben!“

Ja ja, der Schlosser Gierig war offenbar keine „Künstlernatur“, sonst würde er „nur begeistert“ gewesen sein, statt betrunken.

Sind solche Figuren möglich, wie sie in diesem Roman enthalten sind?

Gewiß; unmöglich sind sie nicht. Aber wenn in einer Parteibewegung solche Erscheinungen auftauchen sollten — wir haben keine solchen bis jetzt bemerkt — ist es dann vielleicht künstlerisch, diese Figuren herauszugreifen und sie als das Charakteristikum der ganzen Bewegung darzustellen?

Nein, das wird uns Niemand glauben machen. Der Autor hat einfach die Arbeiterbewegung „eingeschlachtet“, wie man sagt, um seinem Publikum eine „spannende“ Erzählung vorzusetzen und ihm Gelegenheit zu geben, sich in seiner vermeintlichen speißbürgerlichen Tugend zu spiegeln.

Am Schlusse befällt ihn selbst eine Art von Bewußtsein, daß er nicht befriedigt. Er schaut vom Kreuzberg herab über die ungeheure Stadt Berlin mit ihrer „Maschinenwelt“, über der ein dichter Dunst liegt. Das Kammerkätzchen, das der Abgeordnete Gierig verschmähst, ist auch oben und sagt:

„In diesem Dunst leben und sterben wir. Wozu? Damit es jemals reiner und Lichter würde? Wer da glauben, wer darauf hoffen mag! Ach, der Dunst wird nur immer dichter und betäubender um uns.“

Dies Mal weiß der Autor keine weiße Antwort.

Ja, der Dunst wird dichter und betäubender, aber nicht nur der Dunst in der Fabrik, sondern auch der Dunst in der Literatur. Es scheint, als ob das

sogenannte gebildete Publikum nichts mehr lernen möchte. Seine Schriftsteller sind gar gefällig dabei und bemüht, die leisesten Wünsche des vielköpfigen Ungeheuers zu errathen.

Nur so fortgeföhren! Nur einen recht dicken Nebel und Dunst vor die Augen gemacht — man wird sehen, wie weit die moderne Literatur damit kommt!

W. B.

Die Gentilverfassung der Südslaven.

Vortreffliche Bausteine für die Geschichte der Gentilverfassung bei den Südslaven hat Dr. Fr. S. Krauß in seinem Werke „Sitte und Brauch der Südslaven“ herbeigebracht. Man braucht nur die werthvollen, über das ganze umfangreiche Werk hin verstreuten Materialien zusammenzustellen, und vor unseren Augen steht die alte Gens mit allen ihren sozialen und religiösen Funktionen. Die Grundlagen der Gens liegen, wie uns Morgan und Engels belehrt haben, in einer von der heutigen verschiedenen Form der Familie, nämlich in der Punalua-Familie. Diese auf die Gruppenehe gegründete Form der Familie erzeugt aus sich heraus die eigenthümliche Institution der Gens, welche ein viel zäheres Dasein als ihre eigene Erzeugerin hat und deren Ueberreste noch weit in die Periode der Zivilisation hineinragen. Auf der Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, welche durch die Punalua-Familie dargestellt wird, pflegten Gruppen von Schwestern mit Gruppen von Brüdern geschlechtlichen Umgang. Da innerhalb dieser Gruppen die Vaterchaft nicht feststellbar ist, so knüpfen alle gesellschaftlichen Rechte und Pflichten der Nachkommenschaft an die Mutter an. Die Mutter bildet die eigentliche Wurzel der vielverzweigten Gens. Ihre Kinder schließen Ehen, und zwar bleiben unter Herrschaft des Mutterrechts die Kinder der Töchter in der Gens und treten in alle Rechtsame derselben ein, während die Kinder der Söhne in den Gentes ihrer Mütter aufwachsen.

Das in der Gens noch herrschende Mutterrecht weiß sich eine geraume Zeit noch in der Gesellschaft zu behaupten,

macht im Laufe der Entwicklung jedoch dem Vaterrechte Platz. Die Gens überdauert alle diese Veränderungen, ja sie setzt sich noch eine Zeit fort, wo die Gruppenehe längst der Eihe das Feld hat räumen müssen.

Bei den Südslaven, bei denen die Gens bis auf unsere Zeit so fest stand, haben sich in Sitten und Gebräuchen noch dunkle Erinnerungen an frühere Eheformen erhalten.

In der Umagora (Montenegro), Herzegowina und Dalmatien „wird die eheliche Gemeinschaft als Sünde (griech) betrachtet“ (Krauß, S. 455). Der rechte Vater heißt in Dalmatien der Vater durch Sünde (po griehu otac). In einem Volksliede heißt es daher am Schlusse:
„Wen suchst Du, Junge, auf dem Kampfsplatz,

Den Bruder oder Brudersohn

Oder deinen alten durch Sünde Erzeuger?“

Ein Vater, der seine Hoffnung auf Fortpflanzung seines Geschlechts nur an eine Tochter noch knüpft, wünscht den Bräutigam derselben zu adoptiren und sagt bei dieser Gelegenheit zu dem rechten Vater desselben:

„Er ist Dein Sohn durch Sünde,

Mir soll er ein Sohn durch Gnade sein.“

Diese Anschauung von der Sündhaftigkeit einer ehelichen Verbindung ist gerade aus einer Gesellschaft herausgehoben, wo die ausschließliche Verbindung eines Mannes mit einem Weibe als eine Verletzung des Rechtes angesehen wurde, welches alle Männer einer Gens an den Weibern einer andern Gens im Stamm hatten. Diese Verfindigung wurde z. B.